

Hochkaräter

Gone Girl - Das perfekte Opfer

Roman

Bearbeitet von
Gillian Flynn, Christine Strüh

1. Auflage 2014. Taschenbuch. ca. 592 S. Paperback
ISBN 978 3 596 18878 9
Format (B x L): 12,6 x 19 cm
Gewicht: 507 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gillian Flynn

Gone Girl

Das perfekte Opfer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

FÜR BRETT:
Licht meines Lebens senior

und

FÜR FLYNN:
Licht meines Lebens junior

Nichts auf der Welt ist so wandelbar wie die Liebe:
Lügen, Hass, sogar Mord, alles ist in ihr verschmolzen;
sie ist das unvermeidliche Aufblühen ihrer Gegensätze,
eine prächtige Rose, die schwach nach Blut duftet.

TONY KUSHNER, THE ILLUSION

TEIL I

Junge verliert Mädchen

Nick Dunne

Der Tag, als

Wenn ich an meine Frau denke, fällt mir immer ihr Kopf ein. Seine Form, um genau zu sein. Als ich ihr das erste Mal begegnet bin, hab ich ihren Hinterkopf gesehen, und den fand ich irgendwie hübsch. Die Konturen. Wie ein glänzendes, hartes Maiskorn oder ein Fossil aus einem Flussbett. Sie hatte, wie man es in viktorianischer Zeit genannt hätte, *einen wohlgeformten Kopf*. Man konnte sich gut den Schädel darunter vorstellen.

Ich hätte ihren Kopf überall erkannt.

Und was darin ist. Daran denke ich auch: an ihren Verstand. Ihr Gehirn, die ganzen Windungen, durch die ihre Gedanken flitzen wie hurtig-hektische Tausendfüßler. Wie ein Kind male ich mir aus, wie es wäre, ihren Schädel zu öffnen, das Gehirn aufzuribbeln und zu erforschen, ihre Gedanken einzufangen und zu studieren. *Woran denkst du, Amy?* Die Frage, die ich in unserer Ehe am häufigsten gestellt habe, wenn auch nicht laut und nicht der Person, die mir hätte antworten können. Vermutlich hängen solche Fragen wie Gewitterwolken über jeder Ehe: *Woran denkst du? Wer bist du? Was haben wir einander angetan? Was werden wir noch tun?*

Schlag sechs Uhr früh öffneten sich meine Augen. Kein Vogelflattern der Wimpern, kein leises Blinzeln in Richtung Bewusstsein. Einfach ein mechanisches Aufwachen. Ein gespenstisches Bauchrednerpuppen-Klicken der Augenlider: Erst ist die Welt schwarz,

und dann plötzlich: *Showtime!* 6:00, sagte die Uhr – mitten in mein Gesicht, das Erste, was ich sah. 6:00. Es fühlte sich anders an. Sonst wachte ich nie zu so einer exakten Uhrzeit auf, ich war eher ein Mann unregelmäßiger Zeiten: 8 Uhr 43, 11 Uhr 51, 9 Uhr 26. Mein Leben war weckerlos.

Genau in diesem Moment, um 6:00, kletterte die Sonne über die Skyline der Eichen und offenbarte ihr volles wutgöttliches Sommer selbst. Ihr Widerschein loderte über den Fluss, hin zu unserem Haus, ein langer leuchtender Finger, der durch unsere dünnen Schlafzimmervorhänge direkt auf mich zielte. Anklagend: *Man sieht dich! Es gibt kein Entrinnen!*

Ich suhlte mich im Bett. Es war unser New Yorker Bett, aber es stand in unserem neuen Haus, das wir immer noch *das neue Haus* nannten, obwohl wir bereits seit zwei Jahren hier wohnten. Ein gemietetes Haus, direkt am Mississippi River, ein Haus, das die Assoziation »Neureiche Vorstadt« aufdrängte, die Art Haus, nach der ich mich früher, als Jugendlicher auf der Hanglage-Zottelteppich-Seite der Stadt, inbrünstig gesehnt hatte. Die Art Haus, die einem sofort bekannt vorkam: Es war nichts an ihm auszusetzen, es provozierte niemanden, es war einfach nur nigelnagelneu – ein Haus, das meine Frau verabscheuen würde. Und das tat sie auch.

»Soll ich meine Seele ablegen, bevor ich da reingehe?« Das war das Erste, was sie sagte, als sie es zu Gesicht bekam. Es war ein Kompromiss gewesen: Amy hatte darauf bestanden, in meiner kleinen Heimatstadt in Missouri nichts zu kaufen, sondern nur zu mieten, denn sie hoffte darauf, dass wir nicht allzu lange hier festsitzen würden. Doch die einzigen Häuser, die man mieten konnte, drängelten sich in diesem fehlgeschlagenen Bauprojekt, einer Miniatur-Geisterstadt von Villen in Bankbesitz, rezessionsruiniert, preisreduziert, eine Nachbarschaft, mit der Schluss war, ehe überhaupt irgendetwas angefangen hatte. Es war ein Kompromiss, aber Amy sah das nicht so, überhaupt nicht. Für Amy war es eine Laune von mir, mit der ich sie strafen wollte, ein gemeiner, egoistischer Schachzug, mit dem ich Salz in ihre Wunden streute. Wie ein primitiver Höhlenmensch

verschleppte ich sie in eine Stadt, die sie aggressiv gemieden hatte, und zwang sie, in einer Art Haus zu leben, für die sie immer nur Hohn und Spott übriggehabt hatte. Wahrscheinlich handelt es sich bei einer Entscheidung, die nur einer der Beteiligten für einen Kompromiss hält, nicht wirklich um einen Kompromiss, aber so sahen Kompromisse bei uns meistens aus. Einer war immer wütend. Meistens Amy.

Aber an diesem Missstand bin nicht ich schuld, Amy. Mach die Konjunktur dafür verantwortlich, nenn es Pech, schieb es meinen Eltern in die Schuhe, deinen Eltern, dem Internet, den Menschen, die das Internet benutzen. Früher war ich Journalist. Ein Autor, der über Fernsehsendungen, Filme und Bücher schrieb. Damals, als die Leute noch Druckerzeugnisse auf Papier lasen, damals, als sich noch jemand für das interessierte, was ich dachte. Ich war Ende der Neunziger nach New York gekommen, die letzten Züge der glorreichen Zeiten, obwohl das natürlich niemand wusste. In New York wimmelte es von Journalisten, echten Autoren, denn es gab Zeitschriften, echte Zeitschriften, und zwar jede Menge. Es war die Zeit, in der das Internet noch ein exotisches Haustier war, das in einem kleinen Eckchen der Verlagswelt hauste – man warf ihm ein bisschen Trockenfutter hin, beobachtete, wie es an seiner kleinen Leine herumtänzelte, oh, wie niedlich, das wird uns bestimmt nicht eines Nachts totbeißen. Stellt euch das mal vor: Es war eine Zeit, in der College-Kids, die gerade ihren Abschluss gemacht hatten, nach New York kommen konnten und *fürs Schreiben bezahlt wurden*. Wir hatten keinen Schimmer, dass wir uns auf einen Beruf einließen, der innerhalb des nächsten Jahrzehnts vom Erdboden verschwinden würde.

Elf Jahre lang machte ich meinen Job, und dann war ich ihn los, von jetzt auf gleich. Überall im Land machten Zeitschriften dicht, erlagen einer plötzlichen, von unserem kaputten Wirtschaftssystem hervorgerufenen Infektion. Autoren (meine Art von Autoren: aufstrebende, ehrgeizige Schriftsteller, Grübler und Denker, Leute, deren Hirn nicht schnell genug arbeitet, um zu bloggen, zu vernetzen

oder zu twittern, im Wesentlichen also alte, sture Aufschneider) gab es nicht mehr. Wir waren wie Hutmacher oder Peitschenhersteller für Pferdekutschen – unsere Zeit war vorbei. Drei Monate nach meiner Entlassung verlor Amy ihren Job. (Jetzt spüre ich, wie Amy mir über die Schulter schaut und grinst, weil ich so viel Zeit damit verbracht habe, über meinen Beruf und mein Pech zu berichten, während ich ihren Teil der Geschichte mit einem einzigen Satz abgetan habe. So ist er eben, würde sie euch erklären. *Typisch Nick*. Das war ein Lieblingsspruch von ihr: *Typisch Nick, dass er ...* und was immer dann folgte, war schlecht – und *typisch für mich*.) Zwei arbeitslose Erwachsene, schlappten wir wochenlang in Socken und Pyjamas durch unser Brooklyner Stadthaus, ignorierten die Zukunft, verteilten ungeöffnete Briefumschläge auf Tische und Sofas, aßen Eis um zehn Uhr vormittags und hielten überlange Mittagsschläfchen.

Doch dann klingelte eines Tages das Telefon. Am anderen Ende war meine Zwillingsschwester. Margo war vor einem Jahr, nach ihrer eigenen Entlassung, von New York wieder nach Hause gezogen – das Mädchen war mir bei allem einen Schritt voraus, sogar beim Pechhaben. Margo rief mich also aus dem guten alten North Carthage, Missouri an, aus dem Haus, in dem wir aufgewachsen sind, und während ich ihrer Stimme lauschte, sah ich sie vor mir als Zehnjährige, mit ihrem dunklen Haarschopf, in Overall-Shorts, wie sie auf dem hinteren Dock meiner Großeltern hockte – zusammengesackt wie ein altes Kissen, die dünnen Beine baumelten im Wasser – und beobachtete, wie der Fluss über ihre fischweißen Füße hinwegfloss, schon als Kind ruhte sie absolut in sich.

Gos Stimme war warm und knistrig, trotz der kalten Nachricht, die sie zu überbringen hatte. Unsere Mutter lag im Sterben. Unser Dad war schon seit einer Weile auf dem Sprung – seine (böse) Seele und sein (armseliges) Herz wanderten über verschlungene Wege aufs große graue Jenseits zu. Aber nun sah es ganz danach aus, als würde unsere unbeugsame Mutter ihn überholen. Sechs Monate blieben ihr angeblich noch, vielleicht auch ein Jahr. Mir war klar, dass Go sich mit dem Arzt unterhalten und sich mit ihrer schlam-

pigen Handschrift eifrig Notizen gemacht hatte, die sie jetzt mit verheulten Augen zu entziffern versuchte. Daten und Dosierungen.

»Humm, Scheiße, ich hab keine Ahnung, was das hier heißen soll – ist das eine Neun? Ergibt das überhaupt einen Sinn?«, grummelte sie, und ich fiel ihr ins Wort. Hier war eine Aufgabe, ein Ziel, und meine Schwester hielt mir das Angebot wie eine Pflaume auf der ausgestreckten Hand hin. Um ein Haar hätte ich vor Erleichterung geweint.

»Ich komm zurück, Go. Wir ziehen wieder nach Hause. Du musst das nicht alleine durchstehen.«

Sie glaubte mir nicht. Ich hörte sie am anderen Ende der Leitung atmen.

»Ich meine es ernst, Go. Warum nicht? Was hält mich hier?«

Ein langes Ausatmen. »Und Amy?«

Darüber dachte ich nicht ausführlich genug nach. Ich ging einfach davon aus, dass ich meine New Yorker Ehefrau mit ihren New Yorker Interessen und ihrem New Yorker Stolz zusammenpacken, von ihren New Yorker Eltern wegreißen und in eine Missouri-Kleinstadt am Mississippi verpflanzen könnte. Sie würde ihr hektisches, spannendes Zukunftsland Manhattan hinter sich lassen, und alles würde gut werden.

Damals begriff ich nicht, wie naiv, wie optimistisch, ja, wie egoistisch dieser Gedanke war. In welches Elend er uns stürzen würde.

»Amy wird schon zurechtkommen. Amy ...« An dieser Stelle hätte ich sagen sollen: »Amy liebt unsere Mom.« Aber ich konnte Go unmöglich erzählen, dass Amy unsere Mutter liebte, denn nach all der Zeit kannte Amy unsere Mutter kaum. Ihre seltenen Begegnungen hatten beide immer völlig ratlos gemacht. Noch Tage danach zerlegte Amy die Gespräche, die sie geführt hatten – »und was hat sie mit ... gemeint?« –, als wäre meine Mutter eine Bäuerin aus irgendeinem alten Volksstamm, die gerade mit einem Arm voll rohem Yakfleisch und ein paar Knöpfen zum Tauschen aus der Tundra eingetroffen war und nun versuchte, von Amy etwas zu bekommen, was diese ihr nicht geben konnte.

Amy hatte kein Interesse daran, meine Familie kennenzulernen, sie wollte nichts über meinen Geburtsort wissen, und trotzdem dachte ich aus irgendeinem unerfindlichen Grund, es wäre eine gute Idee, nach Missouri zurückzuziehen.

Mein Morgenatem wärmte das Kissen, und ich wechselte in Gedanken das Thema. Heute war kein Tag für nachträgliche Kritik oder Reue, heute war ein Tag zum Handeln. Von unten drang ein lange nicht gehörtes Geräusch an mein Ohr: Amy machte Frühstück. Hölzerne Schranktüren knallten (rums-bums!), Blech- und Glasbehälter klapperten (ding-pling!), eine Kollektion von Töpfen und Pfannen wurde hin und her geschoben und sortiert (schrappklapp!). Ein kulinarisches Orchester, das die Instrumente stimmte und energisch aufs Finale zuschlepperte, der Trommelwirbel einer Kuchenform, die über den Boden rollte und mit einem Beckenschlag gegen die Wand donnerte. Etwas Beeindruckendes wurde geschaffen, wahrscheinlich ein Crêpe, denn Crêpes sind etwas Besonderes, und heute wollte Amy bestimmt etwas Besonderes produzieren.

Denn heute war unser fünfter Hochzeitstag.

Barfuß ging ich zur Treppe, blieb dort lauschend stehen, bohrte die Zehen in den plüschigen Teppichboden, den Amy aus Prinzip verabscheute, unschlüssig, ob ich bereit war, mich zu meiner Frau zu gesellen. Ohne etwas von meinem Zögern zu ahnen, werkelte Amy in der Küche und summt dabei eine melancholische Melodie, die mir bekannt vorkam. Angestrengt überlegte ich – war es ein Volkslied? Ein Schlaflied? Dann fiel es mir plötzlich ein: Es war die Titelmelodie von M*A*S*H. Selbstmord tut nicht weh. Ich ging nach unten.

Unter der Tür blieb ich stehen und beobachtete meine Frau. Ihre butterblonden Haare waren hochgebunden, und der Pferdeschwanz hüpfte fröhlich wie ein Springseil, während sie gedankenverloren an einer verbrannten Fingerspitze lutschte und vor sich hinsummte. Sie

summte, weil sie die Weltmeisterin im Textvermurksen war. Bei unserem ersten Date kam ein Phil-Collins-Song im Radio: »She seems to have an invisible touch, yeah.« Und Amy trällerte stattdessen: »She takes my hat and puts it on the top shelf.« Als ich sie fragte, ob sie glaubte, dass sie sich annähernd, ungefähr, in etwa richtig an den Text erinnerte, antwortete sie, dass sie immer geglaubt hatte, die Frau in dem Song würde den Mann wirklich lieben, weil sie seinen Hut ganz *oben* aufs Regal legte. Da wusste ich, dass ich Amy mochte, sehr sogar – dieses Mädchen, das für alles eine Erklärung hatte.

Irgendwie beunruhigend, wenn man sich an etwas Schönes, Warmes erinnert und sich dabei so absolut kalt fühlt.

Amy betrachtete den Crêpe, der in der Pfanne brutzelte, und leckte sich etwas vom Handgelenk. Sie sah siegessicher aus, eine richtige Ehefrau. Wenn ich sie jetzt in den Arm nähme, würde sie nach Beeren und Puderzucker duften.

Als sie mich entdeckte, wie ich mich da in meinen schmutzigen Boxershorts herumdrückte, die Haare standen mir wie Heat Miser zu Berge, lehnte sie sich an die Anrichte und sagte: »Oh, hallo, mein Hübscher.«

Galle und Furcht stiegen mir in die Kehle. Und ich dachte: *Okay, geh jetzt.*

Ich kam viel zu spät zur Arbeit. Als meine Schwester und ich beide wieder nach Hause gezogen waren, taten wir das, worüber wir früher immer geredet hatten. Wir machten eine Bar auf. Dafür liehen wir uns Kohle von Amy, achtzigtausend Dollar, was für Amy früher mal fast nichts, jetzt aber fast alles war. Ich schwor ihr, dass wir ihr das Geld zurückzahlen würden, mit Zinsen. Ich war kein Mann, der sich Geld von seiner Frau borgte – ich konnte spüren, wie mein Dad allein bei dem Gedanken verächtlich den Mund verzog. *Tja, es gibt mehrere Arten von Männern*, das war sein vernichtendster Spruch, und die zweite Hälfte blieb immer ungesagt: *Und du bist einer von der falschen Art.*

Aber in Wahrheit war es ein ganz praktischer Entschluss, eine kluge Businessentscheidung. Amy und ich brauchten beide einen neuen Beruf – und jetzt hatte ich meinen gefunden. Irgendwann würde auch sie sich einen aussuchen – oder vielleicht auch nicht –, aber in der Zwischenzeit hatten wir ein Einkommen, ermöglicht durch den Rest von Amys Trustfonds. Wie das Haus, das ich gemietet hatte, spielte auch die Bar eine symbolische Hauptrolle in meinen Kindheitserinnerungen – ein Ort, den nur Erwachsene besuchen und das tun, was Erwachsene eben tun. Vielleicht bestand ich deshalb so hartnäckig darauf, sie zu kaufen, nachdem man mir meine Lebensgrundlage entzogen hatte. Als Erinnerung daran, dass ich trotz allem ein erwachsener Mann war, ein nützlicher Mensch, obwohl ich den Beruf verloren hatte, über den ich mich identifizierte. Den gleichen Fehler würde ich nicht noch mal machen: Das früher so zahlreiche Heer von Journalisten würde weiterhin dezimiert werden – vom Internet, von der Rezession, von der amerikanischen Öffentlichkeit, die lieber fernsah oder Videospiele spielte oder ihren Freunden elektronisch so wichtige Nachrichten schickte wie *»Regen ist scheiße!«*. Aber es gibt keine App, mit der man an einem warmen Tag in einer kühlen, dunklen Bar einen kleinen Bourbon-Schwips kriegt. Die Welt wird immer trinken wollen.

Unsere Bar ist eine Eckkneipe mit einer willkürlichen Patchwork-Ästhetik. Ihr bestes Stück ist ein massives viktorianisches Rückbüfett mit Drachenköpfen und Engelsgesichtern – eine extravagante Eichenholzarbeit, mitten in unserer beschissenen Plastikzeit. Der Rest der Kneipe ist auch tatsächlich ziemlich beschissen, ein Mischmasch der schäbigsten Designideen aus jedem vergangenen Jahrzehnt: ein Linoleumboden aus der Eisenhower-Ära, dessen Ecken sich nach oben wölben wie verbrannter Toast, an den Wänden die halbseidene Holzvertäfelung wie aus einem Siebzigerjahre-Pornovideo, Halogen-Stehlampen, eine unbeabsichtigte Hommage an mein Zimmer im Wohnheim in den Neunzigern. Alles in allem wirkt sie aber seltsam gemütlich – die Kneipe sieht gar nicht so sehr aus wie eine Bar, sondern eher wie eine freundlich vernachlässigte,

renovierungsbedürftige Privatwohnung. Und einladend: Wir teilen uns den Parkplatz mit der Bowlingbahn, und wenn unsere Tür aufschwingt, klingt das Gepolter der fallenden Pins wie eine Runde Applaus für den neuen Gast.

Wir taufte die Kneipe »Die Bar«. »Die Leute werden denken, wir meinen das ironisch. Und nicht kreativ bankrott«, meinte meine Schwester.

Ja, wir hielten uns für clevere New Yorker – der Name war ein Witz, den niemand wirklich verstehen würde, jedenfalls nicht so wie wir. Nicht *meta*-verstehen. Wir malten uns aus, wie die Einheimischen die Nase rümpfen würden: Warum habt ihr eure Kneipe »Bar« genannt? Aber unser erster Gast, eine grauhaarige Frau mit Bifokalbrille und rosa Jogginganzug, sagte: »Ich mag den Namen. Wie in *Frühstück bei Tiffany*, da heißt Audrey Hepburns Katze auch einfach ›Katze‹.«

Danach fühlten wir uns schon viel weniger überlegen, und das war gut so.

Ich fuhr auf den Parkplatz und wartete, bis ein Treffer aus der Bowlingbahn zu hören war – *danke, danke, liebe Freunde* –, dann stieg ich aus. Eine Weile bewunderte ich die Umgebung, deren Anblick mich noch immer nicht langweilte: das untersetzte helle Backsteingebäude auf der anderen Straßenseite – ein Postamt (samstags geschlossen) –, das bescheidene beigefarbene Bürohaus ein Stück weiter die Straße runter (endgültig geschlossen). Die Stadt florierte nicht mehr, im Gegenteil. Himmel, sie ist nicht mal ein Original, es gibt zwei Carthages in Missouri – strenggenommen sind wir *North* Carthage, was vielleicht nach Zwillingstadt klingt, aber unser Carthage liegt ein paar hundert Meilen entfernt vom anderen und ist das Kleinere von beiden: ein beschauliches Fünfzigerjahre-Städtchen, das sich zu einer mittelgroßen Vorstadt aufgebläht und das als Fortschritt verkauft hat. Aber hier ist meine Mom aufgewachsen und hat mich und Go großgezogen. Dieses Städtchen hat Geschichte. Zumindest meine.

Als ich über den Beton-und-Unkraut-Parkplatz auf die Bar zu-

ging, schaute ich die Straße hinunter und sah den Fluss. Das habe ich schon immer an unserer Stadt geliebt: dass sie nicht auf einer sicheren Anhöhe gebaut ist, von der man über den Mississippi blickt – nein, wir befinden uns direkt *am* Mississippi. Man kann einfach die Straße runterspazieren und landet am Wasser, ein kleiner Abhang, nicht mal einen Meter hoch, und schon ist man unterwegs nach Tennessee. In der Innenstadt sind Striche an den Gebäuden, die zeigen, wie hoch der Wasserpegel bei der jeweiligen Überschwemmung war – bei der von 61, 75, 84, 93, 07, 08, 11. Und so weiter.

Jetzt gab es kein Hochwasser, aber der Fluss floss schnell, mit starken, ungleichmäßigen Strömungen und Wirbeln. Eine lange Reihe von Männern ging im Gänsemarsch am Ufer entlang, die Augen zu Boden gerichtet, die Schultern angespannt, marschierten sie unerschütterlich ins Nirgendwo. Plötzlich blickte einer von ihnen auf und sah mich an, das Gesicht im Schatten, ein schwarzes Oval. Ich wandte mich rasch ab.

Auf einmal überfiel mich der heftige Drang, mich ins Haus zu verziehen. Kaum fünf Meter weit war ich gekommen, als mein Hals schon schweißnass war – noch immer war die Sonne ein wütendes Auge am Himmel. *Man sieht dich.*

Meine Eingeweide verkrampften sich, und ich ging schneller. Ich brauchte einen Drink.